

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 83.

Mittwoch, 10. April.

1929.

(2. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

Roman von A. Weirauch.

(Nachdruck verboten.)

Nach dieser ersten Umschau begaben sich die drei Freunde auf die Terrasse des Klubs, die einen herrlichen Blick aufs Meer von Pillau zur Rechten bis hinüber nach Hela gewährte. Bei einer Tasse Kaffee genossen sie die wundervolle Aussicht. Ein Spaziergang schloss sich an.

Als es dunkelte, gingen die Herren hinauf. Das Spiel sollte beginnen. Kraatz wechselte für Ruspen an der Kasse zunächst zehntausend Mark in Schips um. Ruspen nahm auf einem zufällig freiwerdenden Stuhl an einem der Tische Platz und stapelte als routinierter Spieler sein Geld nach einzelnen Größen geordnet vor sich auf. Moro und Kraatz konnten sich Plätze hinter dem Reeder sichern.

„Neunzehn! Rot, Impair, Passe!“ verkündete mit monotoner Stimme der Croupier. Die Rateaux fuhren blitzschnell über den Tisch, und im Augenblick hatten sie die verlorenen Säze eingezogen und in die Kasse versenkt. Vor den wenigen glücklichen Spielern aber häusten sich ebenso schnell die Gewinne. Flinke Rateaux hatten sie hingeschoben oder waren in geschicktem Wurf durch die Luft dorthin befördert worden. Kaum hatte man Zeit, sich recht zu orientieren, da klang auch schon wieder das „Bitte, das Spiel zu machen!“, und die Säze flogen von allen Seiten auf das grüne Tuch.

Ruspen gab sich dem Zauber dieses Treibens zunächst hin. Ohne weiter nachzudenken, warf er einen Schip von hundert Mark auf den Tisch. „Acht en plein!“ rief er gleichzeitig, und einer der Rechen schob den Satz auf die Acht.

„Nichts geht mehr!“ hörte man. — Das Surren der Kugel erstarb. — Alle Ohren lauschten gespannt. — „Acht! Schwarz, Pair et Manque!“

Ringsherum scharrenden die Rechen verlorene Summen zusammen. Auf Ruspens Acht aber erhoben sich 35 Stücke zu je hundert.

Ruhig nahm Ruspen zwei von den Stücken und legte sie auf die „23“. Den Rest des Gewinns zog er zu sich heran. Die Spieler ringsum sahen, die ruhige Stimme des Croupiers ertönte: „Nichts mehr geht!“ — Eine Pause. — Wartendes Schweigen. — Die Kugel fiel.

„Dreiundzwanzig! Rot, Impair Passe!“

Wieder die Ermüdigkeit der Rechen, Worte des Bedauerns oder Ärgers, Auszählen der Gewinne. Neben Ruspens zwei Stücken zu je hundert lagen siebzig solcher Stücke. Siebentausend Mark.

Ruspen nahm fünftausend Mark davon weg. Zweitausend ließ er auf der „23“.

Eine leichte Röte lag auf seinem glattrasierten Gesicht. Zehntausendfünfhundert Mark in zwei Spielen, das war kein schlechter Anfang. Freilich durfte er diesen Gewinn nicht seinem System gutschreiben; er hatte ohne Überlegung, also nicht nach dem System gesetzt.

„Leihen Sie mir fünf Hunderter, mein Herr, bitte!“ kam es da leise an Ruspens Ohr. Gleichzeitig traf ihn ein tiefer Blick aus dunklen Augen.

Der Reeder, der die neben ihm sitzende Dame bisher gar nicht beachtet hatte, blickte in ein bildschönnes, typisch-volnisches Frauenantlitz, in dem sich das diesem

Volle eigene Feuer mit dem Ausdruck kindlicher Unschuld paarte. Verblüfft ruhten des Norwegers Augen für Sekunden auf dem solch seltsame Mischung zeigenden Gesicht, und ohne zu zögern, schob er mit seinem höflichen „Bitte, mein Fräulein!“ ein Stück zu tausend Mark unter die schmale weiße Hand, die neben ihm auf dem Tische lag. Ein seltsam-warmes Gefühl durchströmte ihn bei der kurzen Berührungen.

„Danke schön!“ klang es kaum hörbar an sein Ohr. Von den Umschenden hatte niemand diese kleine Szene beachtet. Aller Augen hingen gebannt an der surrenden Kugel oder an den das grüne Tuch bedeckenden Summen.

Die Polin legte den erhaltenen Schip auf die „23“, neben den Satz des Reeders. Im letzten Moment; denn schon war das „Nichts geht mehr!“ erklingen. — Ratternd schlug die Kugel in ein Fach.

Kraatz verschwanden die verlorenen Säze. Die auf den einfachen Chancen stehenden Beträge kamen „en prison“, und ließen so ihren Besitzern noch einige Hoffnung auf Gewinn. Ruspen hatte verloren. Mit ihm die schöne Polin.

„Oh, zu dumm!“ klang es traurig neben dem Reeder. Er blickte hinüber und sah in ein Paar Augen, deren Ausdruck ihn an den eines Kindes erinnerte, dem man sein Spielzeug genommen hat. Ohne ein Wort zu sprechen, schob er ein neues Stück zu tausend Mark unter die kleine Hand. Gleichzeitig setzte er mit eigenständiger Gebärde viertausend Mark auf die „Elf“. Die Polin setzte auf das zweite Dutzend.

Die Kugel fiel.

„Dreizehn! Schwarz, Impair et Manque!“

Ruspens viertausend Mark verschwanden. Die Polin hatte dreitausend Mark gewonnen, die sie mit unverholner Freude heranzog.

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ hörte Ruspen, und die kleine Hand schob ihm die entliehenen zweitausend Mark wieder zu.

„Aber ich bitte Sie, Fräulein!“, widersprach er entschieden, und seine große Hand fasste die kleine eindringlich, und schob sie mit dem Geld fast väterlich streng zurück, so daß das Mädchen gehorchte und das Geld behielt. Ein reizendes Lächeln dankte dem Geber.

Diefer aber ärgerte sich über seinen Verlust, und er setzte noch einmal die eben verlorene Summe: viertausend Mark. Diesmal vorsichtiger, auf eine einfache Chance, auf Rot. Fünfzig Prozent Wahrscheinlichkeit hatte er jetzt, den Verlust wieder einzuholen.

„Achtundzwanzig! Schwarz, Pair et passe!“ Der Ruf zerstörte die Hoffnung; auch diese viertausend Mark waren verloren.

Die Polin hatte gewonnen.

„Nun bin ich soweit wie zuvor!“ lachte Ruspen, erhob sich und verstauten sein Geld in den Taschen. Mit einer höflichen Verbeugung gegen seine Nachbarin verließ er den Tisch.

„Lahlt uns etwas trinken“, riet Moro, der sich mit dem enttäuschten Kraatz ebenfalls erhoben hatte, und man ging in den großen Saal des anstoßenden Restaurants.

"Ich habe aufs Geratewohl gesetzt, ohne System", sagte Ruspen, "so muß man natürlich verlieren." "Also trinken wir auf das System und auf mehr Glück für nachher!" sagte Moro freundlich, und hob das von flinken Kellnerhänden bereits gefüllte Glas Sekt gegen den Reeders. Die anderen taten Bescheid.

Durch den Saal drängte sich ein nicht endenwollender Strom von Gästen, die den Spielsälen zustrebten oder, wie unsere Freunde, aus diesen kamen und sich hier erholt wollten. Der Sekt floß. An zahlreichen Tischen sah man Spieler in überstürzter Eile eine Mahlzeit einzunehmen. Überall wurde erregt gesprochen, berichtet und gestritten.

In den Nebenräumen ging es etwas leiser zu. Da sahen auch Gruppen, die eine ruhige Mahlzeit einnahmen. Die Speisen und Getränke waren ausserlesen. Der Preis spielt hier keine Rolle. So leicht wie beim Spiel wird auch hier das Geld ausgegeben. Wer gewonnen hat, feiert hier sein Glück; wer verlor, der trinkt sich neuen Mut an.

"An die Arbeit!" rief Ruspen. "Heute wird richtig gespielt, nach meinem System."

Unter fröhlichem Reden keuerten sie dem Spielsaal wieder zu. Sie mußten erst längere Zeit warten, bis sie an einem der Tische Platz fanden. Die Tische waren belagert, und die Säze häuften sich oft derart, daß man sich wundern mußte, wie die Croupiers sich in diesem Chaos zurechtsanden. Mit staunenerregender Sicherheit wußten sie jeden Irrtum zu vermeiden.

Ruspens System baute sich auf den Dutzenden auf. Je nach dem Gang des Spiels wurde, bestimmten Regeln folgend, auf eines der drei Dutzend hoch gesetzt, während auf einem anderen eine geringere Summe als Sicherung placierte wurde. Das dritte Dutzend blieb frei.

Wie zu erwarten war, hatte der Reeder mit diesem System keinen Erfolg. Gewinn und Verlust lösten sich ab. Die Stunden vergingen wie im Fluge. Und als die vereinbarte Zeit verstrichen war, konnte von einem nennenswerten Gewinn nicht die Rede sein.

Dieser Tag gehörte Kraatz. Das System des Reeders hatte versagt.

Man ging nun noch in die benachbarte Kakadu-Bar, um einige fröhliche Stunden zu verbringen.

Ruspens Laune war durch den gründlichen Fehlschlag in keiner Weise getrübt. Im Gegenteil. "Un Glück im Spiel bringt Glück in der Liebe!" freute er sich launig. "Die Polin war wirklich reizend!"

Auch die beiden anderen waren dieser Ansicht und bedauerten, daß das schöne Mädchen nicht auch hier war.

Man nahm an einem der wenigen noch freien Tische in einer Nische Platz, und bald perlte der Sekt in den Schalen. Deutete Musik lockte zum Tanz, und Paar auf Paar gab sich dem ungebärdigen und doch prägnanten Rhythmus hin. In ruhigem Genießen sahen ringsum fröhliche Menschen. Um die freie Mitte des weiten Raumes gruppierten sich matt erleuchtete Logen und Nischen, die dem Ganzen eine Rote vornehmer Bezaglichkeit verliehen. Zufrieden lehnten sich die drei in ihre tiefen Sessel zurück.

Eben hatte die Musik wieder eingesezt, und aus den Nebenräumen kamen die Paare zum Tanz, als Ruspen plötzlich aussprang und, ohne ein Wort zu sagen, dem Eingang des Nebensaales zueilte. Mit einer Verbeugung blieb er vor einer Dame stehen, die soeben angekommen zu sein schien. Es war die Polin. Etwas kühl verneigte sich der Begleiter des Mädchens, das Ruspen gleich darauf zum Tanz führte. Moro und Kraatz hatten Gelegenheit, das Paar zu beobachten.

Sie war wirklich bildhübsch und konnte selbst einem Manne wie Ruspen, der die Frauen der ganzen Welt kennengelernt hatte, noch gefährlich werden. Unter dem sohschwärzen Haar, das von den Schläfen her sich dem Munde näherte, kam der leichtbräunliche Teint zu wunderbarer Geltung. Mandelförmige Augen mit langen, schwarzen Wimpern träumten wie dunkle Seen in dem reizenden Gesicht. Der Gegensatz zwischen Rasse und Kindlichkeit wirkte rührend.

Der Begleiter der Polin, ein schlanker Mann von

mittlerer Größe mit scharfgeschnittenem, bartlosem Gesicht, mochte etwa dreißig Jahre zählen. Seine schwarzen Haare waren glatt zurückgekämmt. In Blick und Wesen hatte er etwas Unstetes, das die sonst sympathische Erscheinung nachteilig beeinflußte.

Die Musik verstummte, und Ruspen fühlte seiner Partnerin artig die kleine Hand. Dann führte er sie seinen Freunden zu. Die Nähe des reizenden Menschenkindes tat ihre Wirkung, und in frohem Erleben flogen die Stunden dahin.

"Sie haben mir Glück gebracht", sagte das Mädchen, indem es nach polnischer Manier das „r“ tollte, was ihm entzückend stand. "Ich habe sehr viel gewonnen", fügte sie hinzu. Das „sehr viel“ war freilich eine Summe, die für den Begriff der drei Geschäftsleute kaum nennenswert erschien. Angeregt durch das Blaudern des lieblichen Kindes, beschloß man, am folgenden Tage wieder beim Spiel zusammenzutreffen und vereinbarte Ort und Stunde. Ruspen erbot sich, die Polin nach ihrer Wohnung zu bringen; da jedoch ihr Begleiter gerade erschien, so lehnte sie es ab.

"Mein Bruder!" stellte sie ihn den Herren vor, und man trennte sich in der Hoffnung auf morgen.

Am Morgen des folgenden Tages arbeitete Moro mit seinem Geschäftsführer mehrere Stunden zusammen. Es war eine umfangreiche Post von Berlin eingelaufen. Sie mußte erledigt werden, sollten nicht erhebliche Werte verloren gehen.

Besonderes Interesse wandten die beiden einem Bericht zu, der die nach dem Tode des Grafen von Schonburg mit dessen Bruder und Erben gepflogenen Verhandlungen zum Gegenstand hatte. Die zur Herrschaft gehörigen Kohlengruben sollten von dem Konzern übernommen werden.

Ferner war da ein Schreiben, in dem die von den Behörden bisher zur Aufklärung des geheimnisvollen Mordes an dem Grafen unternommenen Schritte eingehend geschildert wurden. Die Lage des Grafen Konstantin, des Bruders des Ermordeten, war anfänglich etwas peinlich gewesen. Er war nach Ansicht der Behörde der einzige, der aus dem frühen Tode des Grafen einen Nutzen gezogen hatte. Es war bekannt, daß die Verlobung des Grafen Bodo mit der jungen Gräfin Doris von der Henden nahe bevorstand. Eine Vermählung des Grafen mit dieser hätte für den jüngeren Bruder den Verlust des ihm nunmehr zugesessenen Erbes bedeutet.

So hatte der Gedanke, Graf Konstantin könnte mit dem gewaltsamen Ende seines Bruders in irgendeiner Verbindung stehen, die maßgebenden Stellen eine Zeitlang beschäftigt. Die Tatsache aber, daß die beiden Brüder in bestem Einvernehmen lebten, die immerhin gute finanzielle Lage des jüngeren Grafen und sein zweifelsfreies Alibi hatten in Verein mit dem Gewicht seiner ganzen Persönlichkeit zur Aufgabe dieses Verdachts geführt, und die Bemühungen der Behörden wandten sich anderen Richtungen zu.

Moro und Kraatz begrüßten die Wendung im Interesse des Grafen, mit dem sie in geschäftlicher Verbindung standen, mit Genugtuung. In dem Schreiben war noch des weiteren erwähnt, daß auch Vernehmungen Moros und seiner Herren in Aussicht genommen seien.

(Forts. folgt.)

Frühlingswunder.

Voll von Wundern ist die Sonnenzeit
In des Frühlings ersten, warmen Tagen,
Wenn die Zweige grünen Schimmer tragen,
Schon mit Blütenflocken überschneit.

Lächelnd wie verzaubert, steht der Raum
Unter blauen Lichten Sieggebärdens.
Selbst zur Nacht senkt lenzgewisses Werden
Seinen Abglanz tief in meinen Traum.

Und die Stille im Mondstrahlentanz
Wirkt noch fort mit heimlichem Sich-Regen,
Laufisch hinter Sterne Blütenkrans
Um des Morgens klare Stirn zu legen.

Heinrich Leis.

Bienen-frühling.

Von Joh. Jos. Nauwald.

Auf den Brettern vor den Fluglöchern des Bienenstodes im blühenden Garten herrscht an diesem sonnensüßen Morgen ein reges Leben. Warm und wohlige rieselt aus dem Himmelsblau über den blütenbesäten Zweigen der Obstbäume das gleichende goldene Sonnenlicht.

Aus den Ackerbeeten dringen die grünen Hände und Gesichter erwachender Pflanzen und flüstern ihren tagfrischen Lobsang. Bunte, samtne, seidige Blütenhüte vieler Blumen nicken und schwanken im summenden Flüsterwind auf den Beeten. Schneden kriechen an neuen Blättern entlang. Die Gabel ihrer belustigten Fühlner tastet hin und her, ruhelos im pulsenden Rhythmus und Raumens des neuen Lebens. Auf ihren Wegen über glänzende sette Schollen schleppen sie ihr gewundenes Kalthaus mit sich. Drüben im Apfelbaum vor dem breitdachigen Bauernhause klappert ein lustiger Star mit seinem gelben Schnabel unermüdlich und schwatz mit der Sonne. . . *

Bon den Bretttchen der Fluglöcher, die Schildwachen der Arbeitsbienen beiseite drängend, taumeln mit schwankem, faulem Flug mehrere Drohnen. Sie summen und fliegen nicht weit, die faulen, dicken, großen Gesellen. Sie lassen sich zu einem gemütlichen Schläfchen in den früh erblihten, tiesschlündigen, weißen Kelchen eines nahen Erlenbeetes nieder, entzogen dem fleißigen Flügelgewirbel der Arbeitsbienen am Stod, zugedekt von dem gütigen Himmel mit blauem Tüchlein, hoch auf dem aderverwurzelten Stengel in der Blütenwiege hin- und herschaukelnd — in reinstem Schlaraffenleben.

Niemand im Garten hat es so gut wie sie. Aber die Faulen, auf ihre grobe, klobige Kraft Stolzen ahnen nicht, daß ihnen nach ihrem Hochzeitsflug am Ende des Herbstes von Seiten der verachteten fleißigen Arbeitsbienen her ein schrecklicher Gift- und Stacheltod bevorsteht. Daß sie an einem kalten Morgen, zusammengeholt und gefehrt von der Schausel eines stürmischen kalten Windes, in dunklen, erstarren Häufen den Platz vor dem Stod mit ihren Leichen bedecken werden. Ihre Faulheit findet ein böses Alter! *

Im Stod ist alles zum Leben und zur Arbeit erwacht. Das neue Jahr der Blüten mit seinem Duft, die ersten warmen Sonnenstrahlen haben den Winterschlaf vertrieben. In goldenen, schwärgeringten Kleidern wimmeln alle Bienen durcheinander. Schon haben sie sich draußen neue Nahrung, ersten Blumennectar, geholt. Schon lassen sie in kleinen Blättchen das Wachs zwischen ihren Bauchringen hervortreten und setzen an Kanten und Leisten die bleichen wächsernen Waben in ganzen Tafeln und Ketten aneinander — schön und vollkommen sechseckig. In einem mächtigen Getrabbel sind sie eifrig zugange. Sie nehmen sich einander die Wachslättchen vom Bauche weg, durchlauen sie und vermischen sie mit ihrem Speichel. Dann gehen sie an ihre Baustelle und kleben den angerichteten Baustoff an. Zwischen ihnen drängen sich andere, die von ihrer Arbeit draußen zurückkommen und bereits mit neuem Honig die fertigen Waben anfüllen oder mit Bienenbrot, einer Mischung aus Blütenstaub und Honig, mit denen die Jungen gefüttert werden. Andere bringen von den Knospen der Kirschenbäume und Weidenbäume liebriegen Harz — den Stoffwachs —, mit dem sie alle Räten und Fugen ihres Baues verkleben, damit die noch kühle Nachtluft nicht in ihren Stod dringen kann. Die Zehntausende der Waben sind so dicht mit Bienen überkrabbelt, daß man fast gar nichts mehr von den Waben sieht. Trotzdem der größte Teil der Bewohner draußen Honigseim, Wasser, Blütenstaub und harzige Stoffe einsammelt, sind Zehntausende von Bienen daheim geblieben und abkommandiert als Kammerfrauen der Königin — als Pflegerinnen der Jungen —, als Fächler, denen die Aufrechterhaltung der Luftzirkulation obliegt —, als Chemiker, Wachsoldaten, Architekten, Maurer, Wachsarbeiter, Padträger, Putzer, Ammen, Bienenbrotbäder, hoorla . . . *

Wahnsinnig ärgern sie sich alle über die faulen Drohnen, die ihnen müsiggängerisch die Wege versperren, sie hindern und stören bei der Arbeit. Ein paar Dutzend von diesen Kraftvögeln stehen dauernd vor den vollen Honigzellen, sießen ihre großen Köpfe bis zum Halse hinein — und fressen, was sie können. Alles Schuhlen hilft nichts. Ihre dicke Leiber versperren unhöflich die Passage. Sogar quer über den Weg schlagen sie vollgefressen, diese Nimmersatte, frielen riesenhafit in ihrer tragen Faulheit hin und her und überlegen stundenlang, ob sie auch draußen in einer Blume zum Himmel träumen oder vor den gefüllten Honigköpfen liegen bleiben sollen. O, die fleißigen Bienen haben schon Grund, sich über diese ihre Brüder zu ärgern, die dabei noch

die Vornehmen spielen wollen mit ihrer mächtigen Gestalt, ihren schwarzen Federhelmen, gelben Westen, schimmernden Flügelmänteln! Na, im Spätherbst, dann werden sie es ihnen aber heimzahlen! Von wegen Dienerinnen-Spielen! *

Und die vielen Millionen bunter Blumen, die heute besucht werden müssen in Tal und Senke, auf Berg und Höhe, in Gärten und auf Feldern, auf Heiden und Wiesen!

Mit Kopf und Leib geht's hinein in die farbigen Kelche. Die wirbelnden Beinchen streichen den Staub zurück und kleben ihn an den Beinen an. Mit dem scharfen Löffel des Kinnbades schneiden sie die kleinen Staubträger auf, wenn sie nicht schon offen sind, fassen den Inhalt mit den Bordenfüßen, schieben ihn von da auf die mittleren und von diesen auf die hintersten Füße und dann herab ins Körbchen mit der darunter befindlichen Verse und ihren Haarwimpeln. Hier kleben ihn die anderen Beinchen zu dicken Klumpen, prallen „Höschen“, zusammen. Harz von Tannen und Nadelhölzern, von Birken, Pappeln und Weiden wird dazugestanzt und heim geht's, um alles an seine Stelle zu stapeln: den gelben Staub in Zellen mit gelbem, den weißen Staub in Zellen mit weissem, den roten in Zellen mit rotem Staub, Harz zu Harz, Honig zu Honig. . . Den Honigseim verschließen sie bei den Blumen flink und würgen ihn im Stock als wirklichen Honig wieder aus der Honigblase hervor, ja, ja . . . ! Und wieder marsch, zurück! Und so den ganzen Tag fort!

* Und die vielen jungen Bienschäfchen, die zu füttern sind von den Pflegerinnen und Ammen! Dort sind sie gerade aus dem Ei geschlüpft und liegen als winzige zierliche Würmchen halbkreisförmig gekrümmmt in der Zelle.

Ab und zu kraken sie an die Wand manierlich, und melden an, daß sie Hunger haben. Flugs kriechen die Pflegerinnen zu ihnen in die Zelle, reinigen und streicheln sie und füttern sie mit Bienenbrot, das sie ihnen auf der Zungenwiese darreichen. Da klopft es schon wieder nebenan.

Drüben verschließen die Pflegerinnen schon Zellen mit Wachsdeckeln, aus denen nach zwanzig Tagen aus den Larven bleiche gespenstische fertige Bienen kriechen. Jeden Tag sind weit über tausend neue Bienen im Stod, tausend neue Würmchen auch. Die Königin begnügt sich mit sechzehn Tagen Wuchs und Verwandlung. Die Drohnen aber tun es auch hier nicht unter vierundzwanzig Tagen. Ja, die Ammen und Pflegerinnen haben einen heißen Tag bei den Bienen. Dauernd haben sie verlassene Zellen für die Nachkommenschaft zu räumen, zu säubern, dauernd müssen sie die Zellen mit Wachsdeckeln verschließen, dauernd die Nahrungsmitte mischen und herstellen, die je nach dem Alter der Würmchen und Larven von verschiedener Beschaffenheit sind.

* Plötzlich, huh . . . melden die Wachtposten ein Mäuschen. Dort lugt es mit den schwarzen Augen um die Ecke — zu seinem Verderben. Denn ein wütender Schwarm summt sofort auf sie zu. Mäuschen flieht. Aber schon ist es von Hunderten von Bienen bedekt, die es zu Tode stechen. Es verzuckt und spreizt das Mundchen schmerlich in letzter Starre. Ach, herzieh . . . es ist zu schwer zu diec, um durch das Flugloch hinausgeschafft zu werden. Was tun, um den Verwesungsdunst, die tödliche Leichenverseuchung vom vollreichen Stod fernzuhalten? Doch schon sind die Wachsarbeiter und Ingenieure bei der Arbeit. Mit harzigem Stoffwachs weben und kleben sie eine luftdichte Hülle um das unglückliche Mäuschen.

* Der Abend erst bringt den Unermüdlichen Ruhe und Schlaf. Schwer bevägt mit unglaublichen leichten Lasten kommen sie von tauend weiten und nahen Flugstraßen zurück zum Flugloch. Sonne versank schon, und traurig und dümmelig stehen die Blütenbäume. Die blütenen Hände der Blumen und die blätternen Hände der Bäume und Pflanzen schließen sich. Auch das Getrabbel am Flugloch hört auf. Alle Bienen sind eingeschlüpft. Die Nacht . . . Doch morgen wieder Flugtag, und Frühling!

Fahr wohl, mein Hut.

Von Heinrich Scharr.

Da trägt einer monatelang einen Hut, der seinen vornehmsten Körperteil geschützt gegen Wind und Wetter und und fügerhand wirkt er ihn in die Müllkippe.

Ich frage, ist das eine Art, sich von einem treuen Diener zu trennen? Mit wie vielen bombastischen Worten nimmt man oft von jemanden Abschied, der uns so gut wie gar keine Dienste geleistet hat, aber einen edlichen Hut glaubt man so wenig vielzärtlich behandeln zu können. Das finde ich undankbar. Nein, ich könnte das nicht, bei Gott nicht, ich

verwachse zu sehr mit den Dingen. Gleichviel von wem oder was sich einer losagt, es müste nicht so wegwerfend sein, man könnte doch eine kleine solenne Abschiedsfeier veranstalten, wo man seinen Hut noch einmal vor sich und der Welt zu Ehren bringt. Man könnte ihn zum Beispiel zu diesem Zweck an einem besonders windigen Tag aufsetzen, sich noch ein letztesmal mit ihm im Spiegel besehen und ihn höflich vor sich ziehen. Dann begibt man sich an einen besonders verkehrstreichen Punkt der Stadt. Mit der Hand hält man den Hut und berechnet die Windstärke. Bei einem besonders heftigen Stoss lässt man ihn dann los. Adieu mon vieux chapeau!

Der Hut fliegt vor uns davon wie ein junges Mädchen, das einem anderen in die Arme eilt.

Oho, sagen die Leute und bleiben stehen, da fliegt ein Hut, und sie sehen ihm nach, als wäre hier eine außergewöhnliche aviatische Leistung zu bestaunen. Plötzlich ist man in den Augen aller. Von vielen bekannten Gesichtern giebt sich helle Schadenfreude auf uns aus.

Als Mann von Welt geht man natürlich erst ganz gemächlich hinter dem Hut her, so als hing man noch immer einem großen Gedanken nach, das gibt uns nicht wenig Ansehen. Seht, dem Herrn eilt es nicht! steht in den Mienen der Leute, bei dem spielt ein Hut keine große Rolle. Der taucht sich aus dem Handgelenk einen neuen.

Der Hut fliegt also dahin und verschwindet dann etwas mitten auf dem Fahrdamm, wo der Sprengwagen eine Pfütze hinterlassen hat. Aber er bleibt nicht faul liegen, wie er oft bei anderen Gelegenheiten faul auf unserm Kopf blieb, gleich steigt er wieder hoch. Es beginnt eine wilde Jagd nach ihm, die Jugend rast johlend hinter ihm her, das Alter macht hilfsbereit täppische Fangversuche. Ein Hut auf dem Kopf kommt nie zu solch allgemeiner Beachtung wie ein Hut auf der Straße.

Fröhlich fliegt er an einem Verkehrsschusmann vorüber, der gerade ein Zeichen gibt; doch der Entflohene kümmert sich einen Deut darum, er nimmt behext die falsche Richtung, läuft erst einen Radfahrer auf den nassen Asphalt hin-schlittern und rast dann reifenschlagend einer Trambahn entgegen. Der Führer bremst, im letzten Augenblick schwingt sich der Hut beiseite, während sich im Wageninnern die Passagiere gegenseitig in die Arme fallen und instinktiv mutmassen, daß es sich bei diesem mörderischen Ruck um Sein oder Nichtsein irgend eines unvorstichtigen Wesens handelte.

Kommt aber der Hut auf Strecke, wird er mit großem Halle eingeholt. Und dann ist es an uns, die sich ergebenden Möglichkeiten nach Gebühru auszuschöpfen.

Bringt ihn uns eine Dame zurück, die mit ihrem reizenden Lächeln resolut daraufgetreten, können wir ihr gleich unser Herz zur selben Fußgymnastik hinlegen, ist ein Auto über ihn gegangen, stehen wir erschüttert da und klagen, ach, es war ein so schöner, neuer Hut! worauf uns vielleicht jemand aus dem Wagen einen Dollar in die Hand drückt, oder es will ihn uns irgend ein Ekel grinsend überreichen, dann sagen wir brüllt: „Pardon, Sie irren, ich bin ohne Hut ausgegangen!“ und wenden uns hoheitsvoll ab.

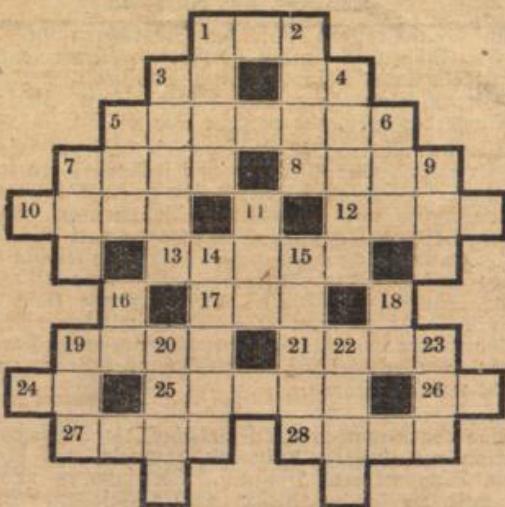
Sa, und oit weht auch der Wind den Hut in den Kanal und die Leute laufen am Ufer zusammen und man kann sich auf die Brücke begeben und sehen, wie er langsam die Strömung hinabtreibt. Einige zeigen aufgeregzt auf den läufigen Schwimmer und gleich heißt es, jemand ist ins Wasser gefallen und alles wartet auf die Leiche, die hinter dem Hut herkommen soll. Immer mehr Menschen pressen sich am Geländer, was wieder der Zunft der Taschendiebe erfreuliche Gelegenheit gibt neue Verwirrungen hervorzurufen.

Wenn der Hut besonders gut gelaunt ist, fliegt er auf ein Dach und die Menge gafft und ist nicht wegzu bringen, bis die Feuerwehr erscheint und den Ausreißer herunterholzt. Und so kommt auguterst unsere alte Kopfbedeckung noch in die Zeitung unter der Svismarke: „Der Hut auf dem Dache“ oder „Ein Hut stellt die Stadt auf den Kopf!“, und es folgt ihm ein Nachruf, wie ihn von solcher Länge nur prominent von hinnen Gegangene erhalten.

Wahrhaftig, es kann wirklich lehrreich und amüsant sein, einen alten Deckel fliegen zu lassen, ganz nach eigenem Gutdünken, motorlos, heidi! statt ihn ohne alle Zeremonien der Müllstube zu überliefern.

Es wäre der weiteren Erwägung wert, ob man nicht überall so vergnüglich vorgehen sollte, ob es sich nun um die Verabschiedung eines Hutes, eines Freundes oder einer Frau handelt. Kleine lustige Scheidungsfeiern erhalten ein fröhliches Angedenken! Mit etwas Humor sind die Leute rich unter einen Hut zu bringen, da haben sie alle die gleiche Kopfweite. Mit welchem Enthusiasmus jagen sie zum Beispiel immer hinter alten Gedanken her, die schon läng als für die Müllstube reif erkannt wurden, denen sie aber doch vor Begeisterung johlend folgen, als hätte der Wind vollkommen Neues für ihre Köpfe aufgewirbelt.

Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Planet. 2. Ungeziefer. 3. Stadt in Schlesien. 4. Vereinigung. 5. Raubisch. 6. Zahlwort. 7. Monat. 9. Flüssiges Tett. 11. Afrikanischer Laufvogel. 14. Götterwohnung. 15. Weiblicher Vorname. 16. Hinweisendes Fürwort. 18. Flächenmaß. 19. Traubensaft (st = ein Buchstabe). 20. Männlicher Vorname. 22. Landschaft in Altgriechenland. 23. Beförderungsmittel. — **Waagerecht:** 1. Multiplikationszeichen. 3. Zustimmung. 5. Gerät für den Walischfang. 7. Nagett. 8. Getreidespeicher. 10. Unkundiger Mensch. 12. Wärmedämpfer. 13. Prosalichtung. 17. Unwahrheit. 19. Englischer Frauenname. 21. Kostbares Pelzwerk. 24. Ablösung für ein Gewicht. 25. Beleuchtungsgegenstand. 26. Ausgestorbenes Kind. 27. Stadt in Pommern (st = ein Buchstabe). 28. Glorreiche Errungenschaft.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 77:
Senkrecht: 1. Saurier. 2. Alumnat. 3. Rad. 5. Oma. 6. Intrude. 7. Zigarette. 9. Haut. 10. Eile. 11. Bab. 12. Reit. 13. Tabak. 21. Maria. 23. Ulaun. 25. Neh. 26. Gnu. 29. Hermann. 30. Menett. 31. Losoten. 32. Giraffe. 34. Löff. 35. Beet. 36. Kost. 37. Tant. 44. Ade. 46. Alp. — **Waagerecht:** 1. Starre. 4. Moritz. 6. Uhde. 11. Bart. 13. Roma. 14. Ida. 15. Erna. 16. Null. 17. Suja. 18. und 43. Etat. 20. Ems. 22. Idar. 24. Nat. 27. Ale. 28. Terrine. 29. Ham. 31. Zug. 33. Esel. 35. Bar. 37. Toni. 38. Nixe. 39. Olaf. 40. Maus. 41. Eis. 42. Nota. 45. Taft. 47. Natter. 48. Spinne.

Scherz und Spott

Englischer Humor.

Den ganzen Vormittag hatte sich die Lehrerin damit abgequält, ihre kleinen Abc-Schüchtern in die Geheimnisse der einfachen Addition einzuhüpfen. Ein kleiner Knirps konnte die Sache durchaus nicht begreifen. „Was einmal auf“, erklärte sie zum fünftenmal. „Wenn dein Vater jede Woche ein Pfund Sterling spart und das vier Wochen fortsetzt, wie viel hat er am Ende der Zeit?“ Nach langem Nachdenken hatte Bobby endlich das Exemplar gelöst. „Ein Grammophon, einen neuen Anzug, einen Rundfunkapparat und neue Möbel fürs Haus, alles auf Abzahlung“, rief er stolz.

*
Das Haus stand in hellen Flammen, als plötzlich eine junge Frau auf einen Feuerwehrmann austürzte und in höchster Aufregung rief: „Retten Sie es um Gotteswillen!“ Dabei wies sie mit der Hand auf ein Fenster im zweiten Stock. Ohne ein Wort zu erwidern, schlich sich der brave Feuerwehrmann an, die Bitte zu erfüllen und die Leiter hinaufzusteigen. „Wie alt war es denn?“ fragte einer der Zuschauer. — „Erst vier Wochen“. schluchzte die Frau, um gleich darauf verzweifelt auszurufen: „Oh, Gott, er hat es nicht gefunden, er kommt ohne es zurück. Was soll ich tun?“ Der Feuerwehrmann trat an die Weinende heran: „Es tut mir leid, ich habe kein Kind finden können.“ — „Kind?“, schrie die Frau, „wer spricht denn von einem Kind?“ — „Nun, was war es denn?“ fragten die Umstehenden. — „Mein Fahrrad“, schluchzte sie, „ich hatte es erst vor vier Wochen auf Abzahlung gekauft.“